



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reck-Malleczewen, Fritz: Mozart, Österreich und wir

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

durch Frauenliebe und Mädchenkraft und durch Kindesmacht. Und um aller Liebe willen, die über ihm wachte, mußte es geschehen, daß er als Held vor den Stärkeren her die Geschichte einer Tierschaunacht nach seinem Namen nennen ließ.

Er nahm sein Kind auf den Arm, und wie er es betrachtete, schwor er, daß ihn nichts mehr von Weib und Kind trennen sollte. Er hatte heute nacht an Nikas Knaben gut gemacht, was er ihm schuldete: er hatte Nika gelassen, weil der Knabe den Vater haben sollte. Aber kein Kind sollte fortan einen Vater haben wie Marthas Kind und seines, Wilhelm Driewers, des Kinderfreundes.

Draußen kam die Sonne über die Egge und lachte warm in das glückliche kleine Tal zwischen den Bergen. Da schraubte Wilhelm Driewer das Licht in der Kammer aus, das genugsam durch die Nacht geleuchtet und gewacht hatte.



Mozart, Österreich und wir

Von Fritz Reck-Malleczewen



aß Mozart für Salzburg ein Mittel zur Hebung des Fremdenverkehrs geworden ist, wie die angebliche Gemütlichkeit für Wien, das alles hat mich nicht verstimmt. Ich schlage auch vor Weimarer Schaufenstern grundsätzlich die Augen nieder und bin also mit leidlicher Gelassenheit durch die Reihen der Bierkrüge, Vasen und Spazierstöcke gegangen, die man mit Mozarts Haupt schmückt. Vor Mozarts Geburtshaus, dachte ich mir, hört der Galanteriewarenhandel ja wohl auf.

Daß unten in den Gewölben des alten gotischen Hauses Herr Scio ein Kaffeegeschäft betreibt, daß in den übrigen Geschossen kleines Volk wohnt, lasse ich mir auch noch gefallen. Ich liebe nicht „Museen“, in denen statt der Lebenden die Philologen eingezogen sind. Daß Herr Scio seinen Kaffeeladen „Zum Mozart“ nennt, war mir schon peinlicher; immerhin: ich freute mich, daß über die uralten Steintreppen, die, ach, schon von Jahrhunderten zu erzählen wußten, als hier ein kleiner zierlicher Kerl im bunten Rokokogewand herumkief und leider so wenig zum Spielen herunter durfte, weil man doch schon mit neun Jahren sechs Violinsonaten komponieren mußte und Konzertorgen hatte — daß also über diese uralten Steinfliesen noch immer Kinderfüße trappeln und jedes Jahr noch armes Volk seine Kinder zur Taufe oder zu Grabe trägt, wie einst Leopold Mozart seine sechs Erstgeborenen — das alles hat mich gefreut.

Auch, daß man die Räume oben leidlich unverändert gelassen hat. Daß man auf denselben Dielen geht, auf denen Wolfgang Amadeus' Wiege stand und des Vaters Billard. Das und die wenigen Reliquien: die Haarlocken und die Briefe und die Partituren, die hier liegen. Meinetwegen auch die Bilder. Daß von diesem jußt, der wie ein Feuerstrudel in seinem Leben war, der scheinbar nie ermüdete, immer und wiederum scheinbar mühelos produzierte, bis das Schicksal ganz plötzlich, mitten noch im frohen Mahl, die Rechnung präsentierte, daß gerade von diesem so fürchterlich wenig vorhanden ist, was an den Lebenden erinnert, das scheint mir, müßte ein Vernünftiger und einigermaßen Feinfühler, wenn er ein Mozartmuseum zusammenstellte, betonen, mehr als verbergen. Österreich geht den umgekehrten Weg. Denn einmal ist nachträglich das Gewissen erwacht. Das böse Gewissen: es sind doch am Ende erst einhundertundzwanzig Jahre her, daß man einen vom allergrößten Format so ganz sorglos, wie man nun einmal ist, ins Massengrab beförderte. Weil das Wetter zu schlecht war, dem Sarg auf den Friedhof zu folgen und den Totengräber an dieser summarischen Behandlung zu hindern. Und weil auf dem St. Marg.-Friedhof schon damals der Platz nicht ganz leicht zu erschwingen war. Jedenfalls für diesen Musikanten nicht. Also ein klein wenig Scham mag dabei sein. Außerdem aber: Reliquien müssen wir nun einmal haben. Weil Österreich bekanntlich von einem Volk bewohnt wird, dessen Phantasie so spielend leicht über einen Mangel an Greifbarem, an Materiellem, an Sinnlichem hinwegsetzt . . . Jeder Kirche ein Schulterblatt des heiligen Franziskus. Mindestens eins. Also ein Mozartmuseum ohne Mozartschädel? Diesem hier hat Hyrtl, einst Anatom der Wiener Universität, einen roten Beglaubigungszettel aufs Schläfenbein geklebt. Und an der Wand hängt unter Glas und Rahmen ein Attest, in dem ein angeheirateter Stiefzwilling Hyrtls die Echtheit — der Handschrift Hyrtls bezeugt. Also: wir haben den Mozartschädel. Wie Weimar den Schillers. Neben ihm liegt unter Glas die rührende Geschichte von dem Totengräber, der sich (auf dem Bezirk des Massengrabes!) genau die Stelle merkte, wo er Mozarts Sarg einsetzte. Von diesem treuen Totengräber, der zwar nach sieben Jahren, als die liebende Konstanze in unerklärlicher Witwentreue dem Toten einen Grabstein zu setzen gedachte und sich zu diesem Zweck auf den Kirchhof bemühte, nicht mehr die Stelle kannte, wo das fragliche Massengrab gelegen habe; der aber, sowie die Mozartkonjunktur nach einer weiteren Zeitspanne einsetzte, sich eben genau der Stelle erinnerte, wo er . . . Man sieht, der Sinn für Fremdenverkehrsartikel war schon damals hoch entwickelt . . .

Und wir haben nicht nur diesen Schädel. Wir haben noch mehr in diesen Räumen, die dem großen Toten geweiht sind. Wir haben einen Kranz der Dresdener Liedertafel, den sie zu Füßen seiner wundervollen, erst vor acht Jahren vom Staub gereinigten Gipsbüste niederlegte. Und auch einen Kranz der Berliner Männergesangsvereine. Und sogar einen des Sängerbundes von Salzburgs organisierter Arbeiterschaft. Und auf jeder Kranzschleife steht ein sinniger Spruch. Etwa:

Treudeutschen Schwur mit Herz und Hand
Dem großen Kind vom Salzachstrand.

Zur weiteren Vervollständigung schlage ich vor: eine vollständige Sammlung von Graminophonaufnahmen der gangbarsten allgemeinen Redensarten über Mozart. Die vorhandenen, von bildender Kunst geschaffenen Erinnerungen zu vervollständigen, ist nicht mehr möglich. Denn es hängen an den Wänden von Leopold Mozarts Wohnzimmer die Photographien aller Mitglieder der k. k. Hofoper in Wien, die, ich glaube vor siebenundzwanzig Jahren, Mozart gesungen haben. Ebenso fehlt es nicht an einem lebensgroßen Porträt des Herrn Sternecker, der bekanntlich einmal Präsident des Mozarteums war. Und außerdem hat sich die neuere Kunst des Meisters in unzähligen symbolischen Meisterwerken angenommen, die hier in ihren Originalen zu bewundern sind. Mozart am Klavier und ein rosenwangiger Blochhorstengel, der ihn mit Lorbeer kränzt. Oder Mozart, wie er mit irgendeiner großen pathetischen Kompositionsgebärde vor einer Kommission prachtvoll gekleideter, zu diesem Zweck offenbar feierlich geladener Augenzeugen stirbt. (Er starb, liebe Freunde, mit einem bitteren Wort, das Österreich noch ein paar Jahrhunderte in den Ohren klingen sollte: „Gerade jetzt soll ich gehen, wo ich ruhig leben könnte, gerade jetzt meine Kunst verlassen, wo ich nicht mehr Sklave der Mode und der Spekulation bin.“) Aber wie gesagt, das Museum ist in dieser Hinsicht vollkommen. Und höchstens die lebensgroßen Porträts aller seiner Kastellane fehlen

In Berlin und in München bilden wir, Regisseure, Kritiker, Musikanten, Musikwissenschaftler, zwei große Gruppen, die dem schneller zum Leben verhelfen wollen, was — rasend wächst die Fülle der Zeichen, die dafür sprechen — kommen wird: eine neue Epoche Mozarts. Die erste vielleicht, die seine Welt ganz umfaßt. Weil unsere Festspiele, seit Jahren sorglich gehegt, immer mehr zu diesem Fühlen der Zeit sprechen, weil wir die besten Mozartausgaben, die besten Regiepläne für seine Opern haben, wird Österreich eifersüchtig; erinnert sich der Unterlassungssünden von einst und von heute, läßt aber die Sammlung klassischer Erinnerungen an ihn in diesem unglaublichen Wust von Kitsch und Schund verkommen, vernachlässigt ihn an seiner Hofoper ebenso, wie es ihn vor dreißig Jahren vernachlässigte. Und wird trotzdem eifersüchtig auf uns. Hermann Bahr, der auch hier wieder einmal die Konjunktur ein wenig schneller erkannt hat als seine Landsleute, schilt uns, weil wir ihn seiner Heimat entfremden. Mit gutem Grunde: wir können diese Sammlung (die eine von Mozart bitter gehakte Stadt birgt) nicht an uns reißen. Können und wollen es nicht. Werden aber durch bitteren Spott dafür sorgen, daß Österreich aus dieser Provinz seines heiteren Traumreiches gerüttelt wird. Durch Spott und Kritik nicht nur, sondern vor allem durch die positiven Taten unserer Bemühungen um die Kunst eines Genius, der bisher zwischen Inn und Leitha tauben Ohren gesungen hat. Und dann wird vielleicht sich das unwiderruflich vollzogen haben, was der kluge Wiener heute fürchtet: die Entführung Mozarts nach Deutschland.

